

nicht nur eine kluge, tatkräftige Regentin und treue Mutter, sonder auch eine vorzügliche Hausfrau und Herrin. Oft ging sie, durch einen dunklen Mantel unkenntlich gemacht, still durch die Gänge der Hofburg, bei welcher Gelegenheit sie Einblicke in das Leben ihrer Leute tat, die ihr auf anderem Wege stets Geheimnis geblieben wären. So auch heute Abend, nachdem der Dienst zu Ende und Jedermann die Kaiserin bei wichtigen Staatsentwürfen beschäftigt oder sich erholend glaubte. Die hohe Frau aber hatte einen Mantel mit Kapuze übergeworfen, denn es war Wintertag, und hatte sich in der Flügelfurche der Hofburg begeben, den die Dienstboten innehatten.

An der Tür des gemeinschaftlichen Pagenzimmers hörte sie eine lebhaft unterhaltende und blieb an der Wand stehen. Die jungen Leute sprachen von Hunden, Pferden und schönen Mädchen.

„Was fängst Du mit Deinem vielen Gelde an, Szpangi?“ fragte eine laute Stimme.

Der Befragte lachte: „Ich trinke, spiele und verändle es in angenehmer Gesellschaft!“

„Ganz wie ein Edelmann! Und Du, Zichy?“

„Ich miete mir Reitferde und züchte schöne Blumen.“

„Nicht schlecht!“ meinte der erste Sprecher. „Und Du Ganzor?“

„Ich kaufe mir Waffen und Kleider.“

„Am!“ gab der erste Sprecher zurück, und man hörte nicht, ob er solches lobte oder tabelte.

„Nun bleibt noch Freund Lobjkowitz übrig.“ nahm der laute Sprecher wieder das Examen auf.

Die übrigen lachten zum Ganzor sagte spöttlich: „Laßt ihn schlafen, er hat genug nachzuholen!“

„Wo läßt Du denn das Geld, welches Du für unsere Wachen erhältst, Lobjkowitz?“ fragte der Examinator weiter.

„Er kauft sich gute Lehrbücher der Sprachen,“ lachte Zichy.

„Und weiter?“

„Ach, laß mich,“ ertönte Lobjkowitz' Stimme, „ich bin müde.“

„Erst bekennen!“

„Nun, wenn es durchaus nötig ist daß Ihr es wißt,“ gestand der junge Mann, „ich schicke das Geld — meiner armen Mutter!“

Alle schwiegen, aber Maria Theresia nickte und wiederholte: „Seiner Mutter!“

Damit schritt sie weiter.

Sie kam nach einer Weile an das Dienerrzimmer. Bei Joseph Spillner, ihr Leibkutscher, dessen Stimme laut ertönte, hatte Gesellschaft!

„Nun, Joseph,“ sagte eine fremde Stimme laut, „welches war Dein schönster Tag? Unstreitig doch der, als Du fünfundsanzig Jahr im Dienst unserer Kaiserin die Gott seg-

ren möge, standest?“

„Es war ein glücklicher Tag,“ gestand Spillner, „aber schöner war der als ich der Kaiserin das Leben retten konnte!“

„Wie? Was?“

„Ja, ja, es ist nicht bekannt geworden,“ versetzte Joseph, „denn was sollte ich mich damit spreizen? Die Kaiserin merke es nicht einmal!“

„Erzähle!“

„Ja, was ist da Großes zu berichten? Ich hatte das eine Pferd, welches die Kalesche der Kaiserin zieht, ängst im bösen Verdacht, daß es ein Schläger sei. Und richtig, auf der Landstraße, nahe einem tiefen Abgrunde, sprang es über den Strang. Es hätte ein Unglück gegeben, wenn ich die Zügel nicht dem Kammerherrn v. Auersperg gereicht hätte u. auf die Erde gesprungen wäre. Als die Kaiserin fragte, was es gäbe, konnte der Kammerherr schon berichten, daß nichts von Belang vorgefallen. Dennoch mußte die Kaiserin wohl etwas erfahren haben, denn der Herr v. Auersperg erhielt einen Orden!“

„Und Du?“

„Nichts!“

„Das ist unrecht!“

„Nun ja, aber die Kaiserin weiß es nicht besser!“

Hier murmelte Maria Theresia: „Schau, schau, dieser Auersperg! Na, Seppl, sollt schon entschädigt werden!“

Sie ging weiter und sagte: „Was man so nicht Alles gewahrt wird!“

Sie kam jetzt an das Gemach der Kammerfrauen. Die Tür stand angelehnt.

„Guten Abend, Frau v. Launig!“ rief die Lauscherin sagen.

„Guten Abend, Frau v. Scherstky!“ rief sie zurück.

„Wie so?“

„Ach ja, mit schwerem Herzen!“

„Haben Sie Dienst?“

„Wissen Sie es nicht Mein Mann liegt schon sechs Monate krank! Diese Ausgaben!“

„Ja, Krankheiten kosten Geld!“

„Und dazu muß ich die Aussteuer meiner Tochter besorgen!“

„Sie heiratet!“

„Ja, eine Offizier! Papa will dem Glücke der Kinder nicht länger im Wege stehen!“

Hier verließ Maria Theresia rasch ihren Posten.

Am anderen Tage klingelte die Kaiserin sehr früh.

„Sie sehen schlecht aus, meine liebe Frau v. Launig,“ sagte sie sanft; „ich beurlaube Sie auf sechs Wochen, damit Sie Ihren Gatten pflegen können! Zugleich erhalten Sie hier eine Anweisung auf die Rentamtstasse! Die zweitausend Gulden sollen zur Aussteuer Ihrer Tochter dienen!“

Die Kammerfrau, Gattin des

Hauptmanns v. Launig, war ganz starr vor Überraschung.

„Ja, ja,“ sagte die Kaiserin, „Sie können Ihren Urlaub gleich antreten!“

„Ew. Majestät!“

„Danken Sie nicht,“ bestimmte die hohe Frau, „ich liebe das nicht! Mit Gott!“

Frau v. Launig ging.

Jetzt schickte Maria Theresia zu Spillner.

„Spillner,“ sagte sie zu dem Eintretenden, „ich bin noch in Eurem Schuld!“

„Daß ich nicht wüßte, Ew. Majestät!“

„Doch, doch! Wünscht Euch was, Spillner!“

„Ich brauche nichts, Kaiserliche Majestät!“

„Ich will es aber nicht anders!“

„Na, Kaiserliche Gnaden, wenn es denn sein muß! Draußen in Mariahilf unterhandle ich um ein kleines Grundstück als späteren Ruheplatz.“

„Bringt das Geschäft in Ordnung und mir die Rechnung! Das Grundstück schenkt Euch Eure Kaiserin, es ist Euch gewiß lieber als ein Orden?“

„Ach, ja!“

„Nun, ich gratulire, Herr Grundeigentümer!“

Er durfte ihr die Hand küssen, dann ging er.

„Der Page Lobjkowitz!“ befahl die Kaiserin dem Kammerdiener.

Der Gewünschte erschien zitternd vor der Herrscherin.

„Lobjkowitz,“ redete ihn die Kaiserin gütig an, „ich habe erfahren, welcher guten Gebrauch Du von Deinem Gelde machst! Ich habe deiner Mutter eine Pension von hundert Gulden ausgesetzt! Nun tue aber nicht mehr die Wachen für Deine Kammeraden; studiere fleißig und werde ein tüchtiger Offizier!“

„Ja, Ew. Majestät!“

„Wer so das vierte Gebot achtet, mit dem sind Gott und die Heiligen! Gehabe Dich wohl, mein Sohn!“

Er fiel zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und ging weinend.

„Es sind die Tränen der Freude,“ meinte die Kaiserin sinnend. „Und nun — an die Staatsgeschäfte!“

### Katastrophen des Meeres.

Die Kollisionkatastrophe, welcher der White Star-Dampfer „Republic“ auf der Höhe von Nantucket, Mass., zum Opfer fiel, ähnelt dem Unfall des Dampfers „Oregon,“ der vor etwa 20 Jahren unweit Fire Island gerammt und zum Sinken gebracht wurde, ohne daß Menschenleben verloren gingen.

Bei vielen Unglücksfällen auf See haben die Passagiere weniger Glück gehabt, als die der „Republic.“ Im Jahre 1851 wurde der Dampfer „Atlantic“ in den Grund gebohrt, und 322

Menschen verloren ihr Leben. Als vier Jahre später die „Austria“ verbrannte, kamen 470 Passagiere um. Mit der „Ville de Havre“ gingen im Jahre 1873 226 Menschen zu Grunde. Der Dampfer „Atlantic“ fuhr im April 1873 mit 585 Passagiere an Bord ab, und nie wurde ein Wort über sein Schicksal bekannt. Der „Schiller“ riß 1875 312 Passagiere mit sich in die Tiefe. Als 1883 die „Cymbria“ in der Nordsee unterging, ertranken 389 Personen. Die Katastrophe der „Utopia,“ der „Victoria“ und der „Elbe“ kosteten 563, 360 und 361 Menschenleben. Das letzte erschütternde große Schiffsunglück war der Untergang der „Bourgoigne“ im Juli 1898 nahe Sable Island mit einem Verlust von 560 Personen, die zum Teil infolge der Panik unter Besatzung und Passagieren ihr Leben verloren.

Aber auch in anscheinend gefahrloser Nachbarschaft, im schützenden Hause sind furchtbare Schiffskatastrophen zu verzeichnen gewesen, wie im Juni 1900 der Brand der Norddeutschen Lloyd-Dampfer und Piers, der fast 200 Menschenleben forderte, und der Brand des „General Slocum“ im East River, der 1000 Menschen den Tod brachte und das größte Schiffsunglück aller Zeiten war.

### Ueber die Entstehung von Kohlenstaubexplosionen

wird geschrieben: Kohlenstaubexplosionen gehören zu den traurigsten, aber leider nicht immer vermeidbaren Vorkommnissen in Kohlengruben. Bekanntlich bildet der feine Kohlenstaub mit der Luft zusammen ein Gemenge, das ebenso explosionsgefährlich ist, wie die gefürchteten „Schlagenden Wetter.“

In Bergwerken, deren Kohle zur Zerstaubung neigt, werden daher ausgedehnte Verrieselungsanlagen vorzusehen, um den Kohlenstaub im Entstehen bereits in Form eines Kohlen-schlammes niederzuschlagen. Wo derartige Verrieselungsanlagen regelmäßig in Betrieb genommen werden, darf die Gefahr einer Kohlenstaubexplosion als ausgeschlossen gelten. Es ist aber wohl denkbar, daß in Zechen, deren Kohle nur so wenig Staub bildet, daß man von solchen Anlagen absieht; gelegentlich Flöße angebohrt werden, die stark stauben. In solchem Falle ist natürlich die allergrößte Vorsicht am Platz. Die Sicherheitslampen, welche man zum Schutz gegen schlagende Wetter benutzt, schützen an sich auch gegen Kohlenexplosionen, es bleiben aber andere Explosionsursachen möglich. Unter Umständen genügt ein Fünkchen welches zwischen der Spitzhale eines Häuers und einem harten Steinchen entsteht, um eine schwere Explosion